

I. THEORETISCHER HINTERGRUND

2. Gender-Diskurs: Der Mythos um die Maskulinität

Im Folgenden soll auf die sozialpsychologische Konstruktion von Gender im allgemeinen und von Maskulinität im speziellen eingegangen werden. Innerhalb des Gender-Belief-Systems wird die männliche Geschlechtsrolle erörtert, um männliches Gesundheits- und Risikoverhalten besser verstehen zu können. Die Gleichung „doing gender, doing masculinity“ wird vor dem Hintergrund der Selbstdarstellung bzw. Performance im Sinne einer Inszenierung diskutiert. Traditionelle Vorstellungen von Maskulinität und ihre dysfunktionalen Implikationen werden im Anschluss erläutert, ebenso wie ein mögliches, paralleles Existieren und die fragliche Akzeptanz von verschiedenen Maskulinitäten in der Gesellschaft.

2.1. Sozialpsychologische Aspekte von Maskulinität

In Anlehnung an Simone de Beauvoirs Ausspruch, man werde nicht zur Frau geboren, sondern dazu gemacht, wird heutzutage oft davon gesprochen, dass auch das „Mann-Sein“ kein mit der Geburt aus erworbener Zustand ist, sondern sich als ein fortlaufend produzierter Geschlechtscharakter darstellt (Frevert, 1996). Gender und folglich Maskulinität wird von sozialen, historischen und kulturellen Faktoren stärker beeinflusst, als von anatomischen oder biologischen Strukturen. Die aus dem anglo-amerikanischen Sprachraum stammende Unterscheidung zwischen „sex“, als der biologischen Seite des Geschlechts und „gender“ als soziale Kategorie, ist mittlerweile allgemein akzeptiert (Abele, 1997). „The term gender may be used to describe those non-physiological components of sex that are culturally regarded as appropriate to males or to females“ (Unger, 1979, S.1086). Bem (1993) kategorisiert Gender weitergehend aus drei unterschiedlichen Perspektiven: a) *die Gender Polarisierung*, die sich gegenseitig ausschließende Skripte vom „Mannsein“ und „Frausein“ beinhaltet, b) *der Androzentrismus*, bei dem der Mann als neutraler Standard oder als Norm angesehen wird, und c) *der biologische Ursprung*, bei dem Verhalten die natürliche und notwendige Folge von intrinsischen, biologischen Veranlagungen angesehen wird. Gender vor einem psychosozialen Hintergrund betrachtet ist „...an agreement that resides in social transactions; it is precisely what we agree it to be“ (Hare-Mustin & Marecek, 1990). Diese situations- und verhaltensspezifische Abhängigkeit wird im Hinblick auf männliches Verhalten weiter beschrieben: „A man have a range of traits. The ones he will express will be affected by the context he is in. For example, men in hospital often feel they have to rein in

their emotions, but on the football pitch men cry and hug their team mates.” (Moynihan, 1998, S.1074). Wie aus diesen Zitaten zu erkennen ist, agieren und reagieren Männer und Frauen eng verknüpft mit dem als sozialpsychologisch angesehenen Konstrukt Gender (Deaux & LaFrance, 1998).

Im Sinne der im englischen Sprachraum gängigen Redewendung des „doing gender“ wird das kulturelle Geschlecht als ein selbst- und fremdbestimmter sozialer Konstruktionsprozess angesehen (Steffen, 2001). „Gender is not something we are, but something we do in social interactions“ (Moynihan, 1998, S. 1073). Somit wird auch Maskulinität durch das Individuum selbst und seinen sozialen Kontext gebildet. Die sozialen Geschlechtskonstruktionen beeinflussen ferner die Einstellungen und das Verhalten des Individuums und wirken sich reziprok wieder auf die Gesellschaft und das soziale System aus (Deaux & LaFrance, 1998). Junge Männer scheinen die kulturellen Standards und gesellschaftlichen Normen, wie männliches Verhalten auszusehen hat, schon früh durch ihre Sozialisation zu internalisieren (Pleck, 1995; Rosemeier & Daig, 2003). Da Gender von historischen, sozialen und kulturellen Faktoren beeinflusst wird, kann Maskulinität nicht länger als eine einzige Variable angesehen werden, sondern muss als ein komplexer Daseinszustand betrachtet werden (Hearn, 1994).

Deaux und LaFrance (1998) konstatieren Gender in einem Modell, indem sie von drei wesentlichen Standpunkten ausgehen: a) *der Beobachter*, der Vorstellungen und Erwartungen über Maskulinität mit in das Interaktionssetting hineinbringt, b) *der Akteur* selbst, welcher ein Set von Selbstkonzeptionen und auch Zielen bezüglich der Situation mitbringt, und c) *die situativen Faktoren*, die Maskulinität mehr oder weniger wichtig erscheinen lassen (siehe Abbildung 1). Diese Faktoren werden auch herangezogen, um die Konstruktion von Maskulinität im sozialen Kontext zu beschreiben. Unter dem Gender-Belief-System werden somit eine Reihe von Begriffen, Konstrukten und Annahmen subsumiert, die mit dem Konstrukt Gender in Verbindung stehen (Deaux & LaFrance, 1998). Dem Modell zufolge bringen Beobachter und Akteur ihr vorherrschendes Konzept der Geschlechtsrollen als Gender-Belief-System oder Selbstkonzept mit in ihre Interaktion. Beeinflusst durch situative Faktoren werden zudem bei beiden gender-assoziierte (Selbst-) Schemata aktiviert. Die gender-nahen Schemata des Beobachters werden darüber hinaus auch von den Attributionen des Akteurs beeinflusst. Diese Prozesse bestimmen das Verhalten des Beobachters zum Akteur, welches seitens des Akteurs interpretiert wird und wiederum entsprechende Reaktionen auslöst. Die Interpretation des Verhaltens sowie die Aktion seitens des Akteurs werden von verschiedenen Bedingungen wie etwa der sozialen Erwünschtheit oder auch Techniken der Selbstpräsentation modifiziert.

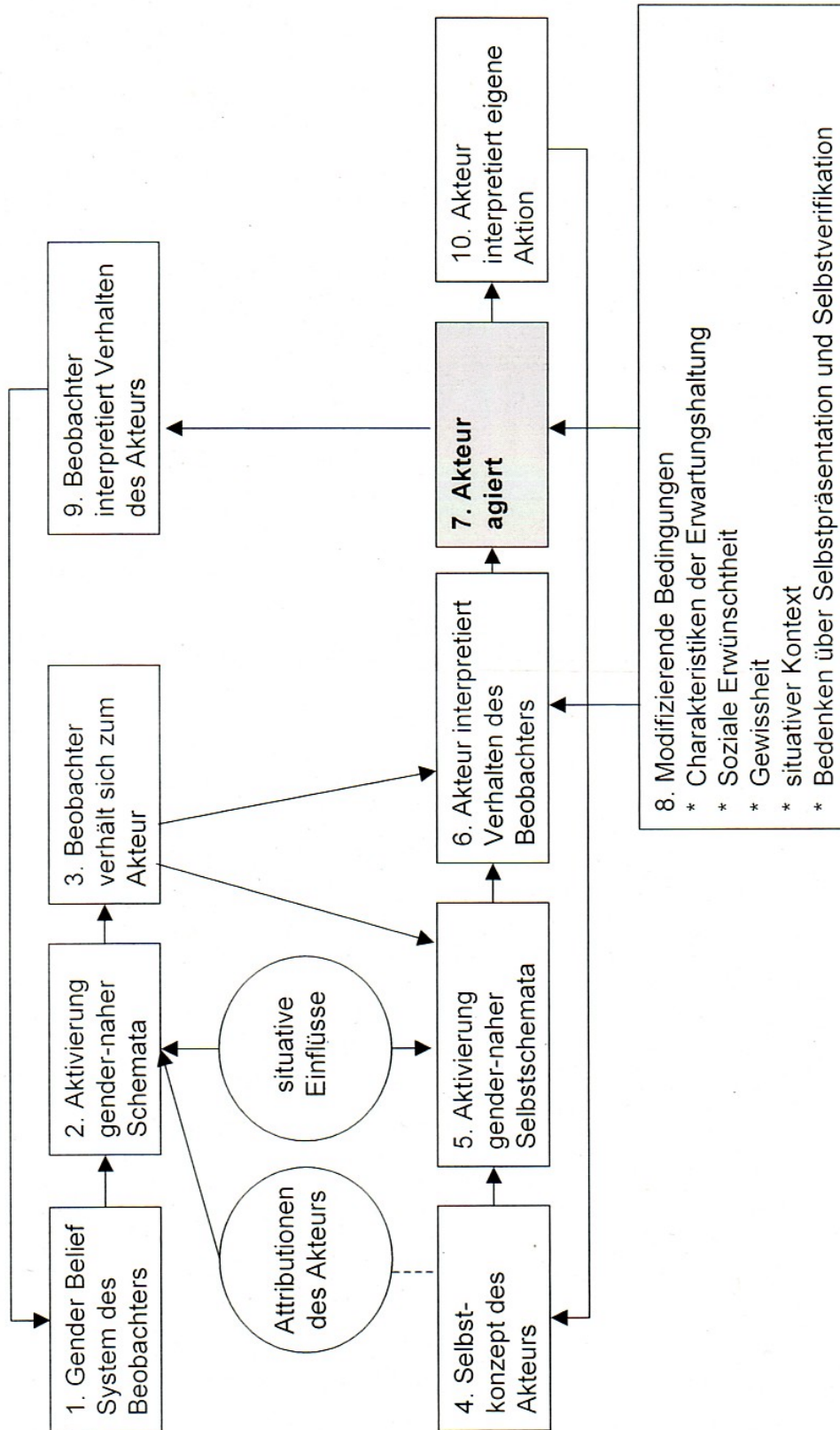


Abbildung 1: Modell für soziale Interaktionen gender-assoziierten Verhaltens
(in Anlehnung an Deaux & LaFrance, 1998)

Sowohl der Beobachter als auch der Akteur unterliegen Selbstdarstellungsimpulsen und können folglich ihr gendertypisches, selbstdarstellerisches Verhalten inszenieren. Das Verhalten des Akteurs, in diesem Fall Verhalten, das an die männliche Geschlechtsrolle geknüpft ist, wird sowohl durch ihn selbst, als auch durch den Beobachter vor dem Hintergrund des Gender-Belief-Systems beschrieben, bewertet und interpretiert. Wenn es sich um Interaktionen unter Männern handelt, wird Maskulinität häufig impliziert (Hearn & Collinson, 1994). Solche kategorialen Vorstellungen kommen sowohl bei der Beurteilung ganz konkreter Personen als auch bei der Selbstbewertung zum Zug (Abele, 1997). Aufgrund des vorherrschenden Gender-Belief-Systems der heutigen Gesellschaft werden Männer oder männliche Aktivitäten als wertvoller oder prestigereicher angesehen als Frauen oder weibliche Aktivitäten (Deaux & LaFrance, 1998). So sind auf einem soziokulturellen Level überall soziale Repräsentationen von Gender gegenwärtig, die als Basis individueller Überzeugungen hinsichtlich Charakteristika, Rollen und Rechten von Männern und Frauen dienen (Deaux & LaFrance, 1998). In der vorliegenden Arbeit wird Maskulinität aufgrund der eben geschilderten Überlegungen über die rein deskriptive Zuordnung einer Person zu ihrem biologischen Geschlecht hinaus konzeptualisiert, indem auch die Vielzahl von Erwartungen hinsichtlich Eigenschaften und Verhaltensweisen impliziert werden. An dieser Stelle verbindet sich Maskulinität mit Aspekten des Selbstkonzeptes und der Selbstdarstellung und muss vor dem Hintergrund des Gender-Belief-Systems eingehend erläutert werden.

2.2. Die männliche Geschlechtsrolle im Gender-Belief-System

Wie oben dargestellt wird unter dem Gender-Belief-System eine Reihe von Annahmen subsumiert, die mit dem Konstrukt Gender in Verbindung stehen (Deaux & LaFrance, 1998). Zu diesem System gehört der Begriff der *Geschlechtsrolle*, der sich sowohl auf ganz konkrete Aspekte des Verhaltens von Männern und Frauen bezieht als auch auf gesellschaftliche und individuelle Verhaltenserwartungen, wie Mann oder Frau sich in einer bestimmten Situation verhalten sollte (Abele, 1997). Geschlechtsrollen sind sehr umfangreich, d.h. sie umschließen die soziale Rolle, das Verhalten, die Einstellungen und die psychologischen Charakteristika, die mehr oder weniger üblich, gängig oder akzeptiert für das jeweilige Geschlecht sind (Waldron, 1997). Dieser Komplex von Tätigkeiten und Attributen wird von der Gesellschaft einem Geschlecht zugewiesen und ist gleichzeitig dem gegenüberliegenden Geschlecht unzugänglich (Pross, 1978).

Das in neuerer Zeit entstandene Konzept der *Geschlechtsrollenorientierung* einer Person ist dagegen die Summe der Verhaltensweisen, Einstellungen und des Selbstkonzeptes eines Individuums. Als Beurteilungsgrundlage gelten auch hier, wie bei der

Geschlechtsrolle, soziale Interaktionen innerhalb eines bestimmten kulturell-historischen Kontextes (Sieverding & Alfermann, 1992). Die Vorstellungen der Geschlechtsrolle beeinflussen die Bewertung der eigenen Person sowie die Beschreibung und Beurteilung anderer Personen (Deaux & LaFrance, 1998). Somit haben die in den Köpfen der Menschen verankerten Geschlechtsrollen einen direkten Einfluss auf die Selbstdarstellung.

Eagly (1987) fasst diese beiden Perspektiven in ihrer Sozialen-Rollen-Theorie zusammen. Sie sieht die aktuellen sozialen Gegebenheiten als den Schlüssel für bestehende Geschlechtsunterschiede. Danach dient Gender als ein Marker für die kritischen Unterschiede zu erfüllender sozialer Rollen. Die Autorin geht von zwei Typen gender-assoziiierter Überzeugungen aus: a) *den Erwartungen*, die die Gesellschaft bezüglich der Eigenschaften und des Verhaltens von Männern und Frauen hat – im Sinne der Geschlechtsrollen, und b) *den bestehenden Überzeugungen*, die Männer und Frauen über ihre eigenen Kapazitäten und Fähigkeiten haben, die sie entwickeln können und sollten – im Sinne der Geschlechtsrollenorientierung. Zudem wirken sich verschiedene Faktoren, wie etwa Persönlichkeitszüge, physische Attribute, Fähigkeiten oder auch berufliche Interessen auf die Genderidentität aus (Spence, 1993). Im Anschluss an Eaglys Überlegungen können die durch die Historie entwickelten, gesellschaftlich konstruierten Geschlechtsrollen mit ihren implizierten Verhaltenserwartungen und Attributen nach Sieverding (2004) in zwei Ebenen aufgeteilt werden: a) *Rollenverhalten*, als ein System von Verhaltensregeln und Aufgaben im sozialen Umfeld, und b) *Rollenattribute* als normative Erwartungen an psychologische Charakteristika, die mit dem biologischen Geschlecht assoziiert sind. Zum Beispiel wurden in dem familiensoziologischen Modell von Parson und Bales (1955) Männern und Frauen aufgrund des biologischen Geschlechts verschiedene, d.h. entweder instrumentelle (maskuline) oder expressive (feminine) Rollen zugeschrieben. Dem Mann wurden vor allem Aufgaben zugewiesen, die instrumentellen Charakter besaßen. Er war für die Beziehungen der Familie nach außen hin zuständig. Psychologische Eigenschaften wie Unabhängigkeit, logisches Denken und Wetteifer wurden von ihm verlangt. Der Frau hingegen wurde ein expressives Verhalten zugeschrieben, d.h. die soziale und emotionale Unterstützung der Familie und somit die inneren Angelegenheiten. Ihre Rollenattribute waren demzufolge Wärme, Empathie und die Sorge um andere. Heutzutage mutet dieses Modell zwar vor dem Hintergrund der feministischen Bewegungen und Gleichberechtigung etwas antiquiert an, in seinen Grundzügen ist es dennoch auch in der heutigen Gesellschaft immer noch zu erkennen (Alfermann, 1996). So wird angenommen, dass eine Person mit hohen instrumentellen Eigenschaften mit einer Vielzahl von sozialen Belohnungen, d.h. gesellschaftlichen Verstärkungsmustern, rechnen kann (Jones et al., 1978). Es wird ferner berichtet, dass instrumentelle Personen stressvolle Situationen besser bewältigen können (Sieverding, 1992). Die männliche Geschlechtsrolle im Gender-Belief-System birgt jedoch

nicht nur Gutes, wie in Kapitel 3.5. zu sehen sein wird. So wird auch der Ruf nach einer größeren Expressivität von Männern lauter (Sieverding, 1992).

Die eben beschriebenen Charakteristika einer Geschlechtsrolle werden von denen der Geschlechtsstereotype abgegrenzt. Im Gegensatz zur Geschlechtsrolle beziehen sich *Geschlechtsstereotype* nicht auf konkrete Verhaltenserwartungen, sondern auf Erwartungen über typische Eigenschaften von Männern und Frauen (Abele, 1997; für einen Überblick siehe Six & Eckes, 1991). Sie bieten kollektive, organisierte und dichotome Meinungsbilder von Gender an, die oft mit weitgestreuten Überzeugungen einhergehen, wie Männer und Frauen sind (Pleck, 1981). So z.B. wird von einer Person mit einer tiefen Stimme und breiten Schultern eher erwartet, dass sie männliche Eigenschaften hat und eine maskuline Rolle übernimmt, als eine als schlank und mit langen blonden Haaren beschriebene Person (Deaux & LaFrance, 1998). Die Breite eines Geschlechtsstereotyps umschließt demzufolge die Vorstellungen von physischen Charakteristika, Persönlichkeitseigenschaften und rollenverwandtem Verhalten. Geschlechtsstereotype sind überall gegenwärtig, überdauernd und einflussreich (Deaux & LaFrance, 1998). Sie existieren auf einem allgemeinen Level sowie in Form spezifischer Subtypen. Das sog. „Subtyping“ könnte eine Erklärung für die relative Änderungsresistenz von Geschlechtsstereotypen sein (Abele, 1997; Eckes, 1997). Subtypen des Mannes wären z.B. „Macho“, „Softy“ oder „Manager“. In einer Studie wurden folgende sechs Cluster männlicher Stereotype differenziert: „der Alternative“ (gesellschaftskritisch, einfühlsam), „der Professor“ (kopflastig, realitätsfern), „der Punker“ (Randgruppe der Gesellschaft, aggressiv), „der Yuppie“ (materialistisch, geltungsbedürftig), „der Macho“ (oberflächlich, egoistisch) und „der Spießler“ (ordnungsliebend, unauffällig) (Eckes, 1997). Es wird angenommen, dass Geschlechtsstereotype die wahrgenommenen Unterschiede in den Geschlechtsrollen reflektieren, bzw. dass diese aus ihnen entstehen (Eagly, 1987). Ein Beispiel wäre die Annahme, dass Frauen, die beruflich Karriere machen folglich auch hart, zielsicher und anti-familiär sein müssten.

Auch der Selbstwert und die Selbstdarstellung sollten vor dem Hintergrund der durch die Gesellschaft sozial-konstruierten Geschlechtsrollen und der ihnen innewohnenden Erwartungen sowie der dadurch stark beeinflussten Wahl von Freizeitaktivitäten, Beruf, sexueller Beziehungen und dem sozialen Netzwerk betrachtet werden (Deaux & LaFrance, 1998). So wird angenommen, dass viele geschlechtsspezifische Unterschiede im Verhalten auf Differenzen zwischen männlichen und weiblichen Selbstdarstellungen zurückzuführen sind (Deaux & Major, 1987). Diese Differenzen entstehen durch Sozialisation und geschlechtsspezifische Normen. Im Forschungskontext zeigte sich, dass die Bereitschaft, etwas über sich preiszugeben, bei Männern und Frauen davon abhängt, ob der Versuchsleiter männlich oder weiblich war (Snell, 1989). Oft wird von einem Individuum erwartet, dass es sich an Stereotype oder bestimmte Rollen der Gesellschaft hält. Auch bei den Geschlechtsrollen kann das Verhalten einer Person als sogenanntes Impression-

Management interpretiert werden. So schnitten weibliche Versuchspersonen in einem Intelligenztest schlechter ab, wenn ihnen im Vorfeld gesagt wurde, dass ihre Ergebnisse einem traditionell eingestellten und für sie als attraktiv geltenden, erwünschten Partner gezeigt wurden (Zanna & Pack, 1975). Sie verhielten sich folglich geschlechtsrollenstereotyp konform. Diese Tendenz im Selbstdarstellungsverhalten wurde auch bei Männern gefunden (Jellison et al., 1975).

Spence und Helmreich (1978) schlagen aufgrund der Ausprägungsgrade geschlechtsstereotyper Eigenschaften vier Gattungen vor: maskulin, feminin, androgyn und indifferent. Maskulinität und Femininität werden hierbei als zwei unabhängige Dimensionen angesehen. Nach diesem Konzept kann eine Person unabhängig vom biologischen Geschlecht sowohl maskuline als auch feminine Eigenschaften besitzen. Unter androgynen Menschen (griechisch: „andro“=männlich und „gyne“=weiblich) werden nach diesem Modell Personen verstanden, die sowohl hohe maskuline als auch hohe feminine Eigenschaften besitzen. Interessanter Weise werden die vorhandenen Geschlechtsstereotype jedoch nicht für die Selbstbeschreibung angewandt, d.h. die meisten Menschen beschreiben sich als stereotyp-nonkonform (Abele, 1997) – auch wenn sie sich stereotyp-konform verhalten. Dies ist insofern überraschend, da stereotyp maskuline Eigenschaften und Verhaltensweisen positiver bewertet werden als stereotyp feminine (Rosenkrantz et al., 1968) und es vorstellbar wäre, dass sich die meisten Menschen im Sinne des Impression-Management mit maskulinen Eigenschaften beschreiben würden wollen. Männer hingegen beschreiben sich vermehrt mit stereotyp feminin-expressiven als mit stereotyp maskulin-instrumentellen Eigenschaften (Abele, 1997). Ein Trend, der bei Frauen genau gegenläufig ist. Diese Verläufe, insbesondere der Zuwachs an männlicher Selbstbeschreibung mit expressiven Eigenschaften, dürften auch einen Wandel in der gesellschaftlichen Rollenerwartung an den Mann widerspiegeln.

2.3. Maskulinität und Performance: doing gender, doing masculinity

Wie oben dargestellt sind die Vorstellungen von Maskulinität sozialisatorisch mitbedingt. Die Sozialisation fordert eine Anpassung des Jungen und Mannes an die geltenden Normen und Standards der Gesellschaft. Durch die Sozialisation eignet sich der Junge Überzeugungen, Einstellungen und Verhalten an, die in der westlichen Welt, in der Werte wie Disziplin, Leistung, Härte und Erfolg regieren, angereichert durch aktuelle gesellschaftliche Varianten, für nützlich angesehen werden. Die gesellschaftliche Erziehung verlangt schon vom kleinen Jungen, dass er sich auf Leistung und Erfolg konzentriert und dass er das störende Gefühlsleben dabei ausschaltet (Hollstein, 1992). Biologisch

abgeleitete und kulturell tradierte Signale wie die Forderung „Ein Junge weint nicht!“ formen das Erleben und Verhalten und somit das geschlechtsspezifische Rollenverhalten des Mannes (Rosemeier & Daig, 2003). Das entsprechende Regelwissen mag einerseits durch Bezeichnungspraktiken inkorporiert sein, andererseits wird es mimetisch angeeignet und vorgeführt (Hermann & Erhart, 2002). Zwischen der Präsentation und Repräsentation bestehen somit immer wieder Möglichkeiten der Veränderung, die auf die Konstruiertheit von Geschlechtsrollen verweisen. Zu „doing gender“ gehört die Performance d.h. die Inszenierung von geschlechtsspezifischen Praktiken auf der grundlegenden Doppelung von „Geschlechter-Enactment“ und „Geschlechter-Embodiment“ (Hermann & Erhart, 2002). So stellt Performance im Sinne gesellschaftlicher Regeln und individueller Selbstdarstellung, eine für die moderne und postmoderne Männlichkeit notwendige Geschlechter-Praxis dar.

Im Zusammenhang mit der Konstruktion von Maskulinität wird auch von sogenannten „hyper-masculinities“ gesprochen, wenn Männer also zwanghaft versuchen ihre Männlichkeit mittels ihres Verhaltens zu demonstrieren, um das idealisierte Bild von Männlichkeit einer Rekonstruktion zu unterwerfen (Courtenay, 2000). Einige Männer demonstrieren ihre Konstruktion von Männlichkeit mittels ihrer Sexualität, ihrer Arbeit, einem teuren Auto oder durch das unerbittliche Streben nach finanzieller Stärke (Courtenay, 2000). Was alles zum Konstrukt Männlichkeit hinzuzählt, wird auch an Studien deutlich, die aufzeigen, dass Männer mit sexuellen Schwierigkeiten sich häufig nicht in ihrer Sexualität eingeschränkt fühlen, sondern in ihrer Männlichkeit (Person, 1980; Fergus et al., 2002). Sobald die Ressourcen der hegemonialen Männlichkeit nicht erreichbar oder ausreichend sind, müssen Männer sich nach anderen Möglichkeiten umsehen, die ihre Konstruktion von Maskulinität validiert. So kann die Einnahme von Steroiden erfolgen, um körperlich aktiver und attraktiver zu sein oder kosmetische Chirurgie herangezogen werden, um weiter jung und leistungsfähig auszusehen. Hermann und Erhart (2002) beschreiben, dass der moderne bzw. postmoderne Männerkörper neuerdings permanent inszeniert wird, und zwar mit Techniken, die für den medikalisierten Frauenkörper (Honegger, 1983) längst untersucht sind. Dazu zählen Bereiche wie Körperdisziplin (Bodybuilding und Diät), kosmetische Chirurgie (Waschbrettbauch), Maskerade durch Kleidung, Hautschmuck (Tatoos und Goldkettchen), ostentative Verweise auf das dem Blick gerade noch entzogene Geschlechtsorgan sowie Demonstration sexueller Potenz, aber auch sexueller Verfügbarkeit (Bordo, 1999). „Doing sex“ ist den beiden Autoren zufolge ein nicht zu unterschätzender Teil des „doing gender“ – besonders im Hinblick auf Männlichkeit. In Abhängigkeit von der jeweiligen Reference-Group des Mannes existieren allerdings verschiedene Standards und Vorgaben, wie ein Mann zu sein hat. Auch wenn in der Gesellschaft einige klare Vorstellungen über die Eigenschaften eines Mannes bestehen, so existiert doch kein kohärentes Bild, wie ein Mann nun wirklich sein soll (Watson, 2000).

Vor allem die in den Medien dargestellten Geschlechtsrollen beeinflussen die in der Gesellschaft bestehenden Erwartungen (Vigorito & Curry, 1998). Goffman's (1976) Pionierstudie der Geschlechterbeschreibung deutet an, dass Bilder und Kleinanzeigen in Zeitschriften einflussreiche Mitteilungen über kulturelle Normen und Werte, so auch über Geschlechternormen transportieren. Um die Annahme einer hegemonialen Männlichkeit zu bestätigen wurden in einer anderen Studie verschiedene Zeitschriften ausgewertet (White & Gillett, 1994). Es wurde eine an Männern orientierte Zeitschrift und eine explizite Bodybuilding-Zeitschrift untersucht. Diese Zeitschriften verfochten dominant die Idee einer Maskulinität auf Kosten von alternativen und/oder progressiven Männlichkeiten. Männer werden im allgemeinen mit hegemonialen Charakterzügen vor einer Mainstream-Zielgruppe portraitiert (Vigorito & Curry, 1998). Die Leserschaft dieser Zeitschriften ist jung und gehört der arbeitenden Klasse an. Dies lässt vermuten, dass insbesondere Männer mit einem niedrigen Sozialstatus einen kraftvollen Körper wünschen, um das berufsbezogene Machtloch zu kompensieren (Klein, 1993; Katz, 1995).

Eine andere Studie über „Marketing masculinity: gender identity and popular magazines“ kam zu den Ergebnissen, dass Männer aller ethnischen Zugehörigkeiten meistens in einer berufsbezogenen Rolle dargestellt werden und dass nahezu 2/3 aller berufsbezogenen Illustrationen Männer darstellen (Vigorito & Curry, 1998). Im Gegensatz dazu werden Frauen fast genauso häufig (d.h. zu 2/3) als Model oder Konsument dargestellt. Dieses Verhältnis ändert sich auch nicht nach zwei Dekaden Berufstätigkeit der Frau. Weitere Ergebnisse der Autoren besagen, dass Männer die durch die Medien propagierte, arbeitsplatzorientierte, hegemoniale Definition von Männlichkeit durchaus annehmen. In der qualitativen Auswertung der Studie konnten die Autoren zudem zeigen, dass einige Bilder von Männern in bestimmten Zeitschriften, die ursprünglich an Frauen adressiert sind (z.B. „Working Mother“), nicht konform mit der hegemonialen Definition von Maskulinität einhergehen (z.B. sieht ein Vater zärtlich in die großen Augen seiner kindlichen Tochter – zudem erscheint der Text „the best for your baby“). Es sind folglich vor allem Frauen, denen ein neues, nicht hegemoniales Bild von Männlichkeit suggeriert wird. Solche durch die Medien getragenen, gegensätzlichen Botschaften maskuliner Geschlechtsrollenkonzepte können zu einer Dissoziation und Diffusion der an den Mann gestellten Erwartungen führen. Die Ergebnisse von Vigorito und Curry (1998) zeigen deutlich, dass in Zeitschriften für Frauen ein neues Bild von Maskulinität verbreitet wird. An Männer adressierte populäre Zeitschriften hingegen kommunizieren weiterhin traditionelle Vorstellungen von Maskulinität.

2.4. Traditionelle Vorstellungen von Maskulinität

Zu den „natürlichen“, d.h. traditionellen Attributen des Mannes werden Autonomie, Unabhängigkeit, Aggression, emotionale Zurückhaltung, Ehrgeiz und Stoizismus gerechnet (Moynihan, 1998). Dies spiegelt sich in der inszenierten Selbstdarstellung, in Selbstsicherheit, Wille, Leistung, Dominanz, teilweise Aggression und Autoaggression (wie „Härte gegen sich selbst“) sowie fehlender Wehleidigkeit und mangelnder Gefühlsäußerung wieder (Rosemeier & Daig, 2003). Männlichkeit ist nach wie vor durch Stärke, Kontrolle, Macht, Führung, Besitz und Ehrgeiz gekennzeichnet (Sieverding, 1992). Zu diesen Ergebnissen kommt auch O`Neil (1982), der viele empirische Untersuchungen aus dem amerikanischen Raum zusammengefasst hat. Weitere psychosoziale Charakteristika der traditionell männlichen Rollenerwartung sind physische Fitness, Zielorientierung, Wettkampfeifer, sexuelle Aktivität, Furchtlosigkeit sowie Unverletzlichkeit (Good et al., 2000). Zudem wird vom „traditionellen“ Mann erwartet, dass er niemals Schwäche zeigt, alles Feminine meidet, risikofreudig ist und sich über seine Leistung definiert (Brannon, 1976), die in unserer Kultur soziologisch formuliert mit Maskulinität gleich gesetzt wird (Hollstein, 1992). Schon kleine Jungen haben dieses gesellschaftliche Credo von Männlichkeit verinnerlicht. Sie wissen, dass sie nicht schwach und mädchenhaft sein dürfen, wenn sie Männer werden wollen (Hollstein, 1992). So wird Männlichkeit auch häufig durch Abgrenzung von allem, was als weiblich gilt, negativ definiert (Chodorow, 1985). Die vorherrschende Ansicht von traditioneller Männlichkeit als sozial dominante Gender-Konstruktion ordnet folglich Femininität und jegliche andere Formen von Maskulinität unter. Heutzutage wird in den USA hegemoniale Männlichkeit durch Heterosexualität, hohen Bildungsstand und kaukasische Männer der oberen Gesellschaftsschicht verkörpert (Courtenay, 2000). Diese symbolische Geschlechterordnung bringt neben den ungleichen Machtverhältnissen auch immer spezifische Vorstellungen, Gefühle und Körperpraktiken mit sich (Maihofer, 1994).

Durch Demonstration traditionell männlichen Verhaltens erhält der Mann von seiner sozialen Umwelt im Gegenzug Wertschätzung und Achtung. Auch im Berufsleben werden an den Mann traditionelle, aber auch diesen widersprechende aktuelle Rollenerwartungen gestellt sowie das entsprechende Verhalten abverlangt. So steht er ständig unter der Forderung hohe Leistungsbereitschaft, Motivation, Energie, Karrierestreben, Wetteifer sowie Ehrgeiz und Durchsetzungsvermögen zeigen zu müssen. Aktualgenetisch werden ihm ständige Präsenz sowie Einsatzbereitschaft zugetraut (Rosemeier & Daig, 2003). Dominanz, als wesentlicher Bestandteil der traditionell männlichen Geschlechtsrolle, wird auch heutzutage noch kommuniziert – die spezifische Ausdrucksform hingegen variiert mit der sozialen Klasse (Vigorito & Curry, 1998). Mehr oder weniger verbindliche Anweisungen für das als geschlechtsmäßig erachtete richtige Verhalten hält die kommerzielle Werbung bereit

(Pross, 1978). So wie in der Gesellschaft scheint auch das männliche Bild, das von den Medien geprägt wird, von dem Erscheinungsbild des Normalbürgers grotesk abzuweichen. Die nicht zu erfüllenden Erwartungen an den Mann können bei ihm unter Umständen ein Gefühl des Nicht-Wert-Seins hinterlassen. Ein geringes Selbstwertgefühl geht zudem mit einer hohen Beeinflussbarkeit durch andere Personen einher (Deusinger, 1986). Tatsächlich finden die Medien das erzeugte Gefühl der Unangepasstheit des männlichen Rezipienten für förderlich: es gestattet den Firmen die Produkte für den Mann erfolgreicher zu vermarkten (Good et al., 2000). Beispiele hierfür wären die vielfältigen Pflegeprodukte, Potenzpillen, Hormonpräparate, Diäten, spezifisches Körpertraining, Sonnenbaden oder auch Schönheitschirurgische Eingriffe, die dem Durchschnittsbürgern helfen sollen, an das von den Medien kreierte und von der Gesellschaft geforderte Idealbild anzuknüpfen. Da die Firmen mit der männlichen Unsicherheit und den damit verbundenen Ängsten spielen, gelingt es ihnen, ihre Produkte zu verkaufen. Die Diskrepanz zwischen dem Realselbstbild des Mannes und dem in der Werbung proklamierten „Marlboro-Mann“ (Sieverding, 2002) klafft derart auseinander, dass sich defizitäre Selbstwahrnehmungen des Mannes geradezu einstellen müssen. Indem sich der Mann ähnlich dem aus der Werbung verhält z.B. Zigaretten kauft, versucht er durch Überkompensation diesem Bild, welches gesellschaftliche Zustimmung erhält, zu entsprechen (Good et al., 2000). Diese Diskrepanz und das angestrebte Verhalten, können erheblichen Stress erzeugen und folglich gesundheitsgefährdendes Verhalten nach sich ziehen.

2.5. Dysfunktionale Implikationen der männlichen Geschlechtsrolle

Das ewige Streben um den Ansprüchen der Gesellschaft und der Familie zu genügen sowie der Wunsch des Mannes selbst, diesem virilen Bild möglichst gerecht zu werden, bleibt nicht folgenlos (Rosemeier & Daig, 2005). Da es dem durchschnittlichen Mann nur schwer möglich sein wird, dem geforderten Bild von Männlichkeit nachzukommen, äußert sich sein Bestreben, ein solches Bild dennoch zu erreichen, in seinem Verhalten. Dieser Annahme folgend nehmen viele Männer physische Risiken wahr um Kompetenz, Potenz und Mut unter Beweis zu stellen (Lee & Owens, 2002). Ältere Männer, die den Ansprüchen körperlicher Kompetenz und Unabhängigkeit nicht mehr genügen, erleben zu den alterassozierten Problemen überdies weitere Hürden (Lee & Owens, 2002). Der Gedanke von Unabhängigkeit, der in der traditionell männlichen Rolle verankert ist, hat einschneidende Auswirkungen auf das männliche Erleben und Verhalten. Die Angst körperlich, finanziell und geistig von anderen Personen abhängig zu werden, ist bei Männern auffällig stark ausgeprägt. Denn Abhängigkeit widerspricht den gesellschaftlichen

Ansprüchen und Männer befürchten die Konsequenz, nicht mehr als „ganzer Mann“ angesehen zu werden (Good et al., 2000; Komarovskiy, 1973). Da sich mit dem Alter auch die körperliche Kraft und Fitness reduziert, kommt die Abhängigkeit von anderen Personen immer näher. Hilfe aufzusuchen würde bedeuten bedürftig zu sein, verletzlich, kraftlos und folglich unmännlich (Rosemeier & Daig, 2003).

In einer Studie wurden medizinische, psychologische und sozialmedizinische Untersuchungen zusammengefasst und sechs große Problembereiche von Männlichkeit benannt (O’Neil, 1982): 1. *das eingeschränkte Gefühlsleben*, d.h. Schwierigkeiten, sich emotional frei und offen auszudrücken, 2. *die Homophobie*, d.h. die Angst vor und Abwehr von Homosexualität, 3. *die unsorgsame Gesundheitspflege*, d.h. dass Männer körperliche Warnsignale missachten oder zu spät zum Arzt gehen, 4. *das gehemmte erotische und affektive Verhalten*, d.h. Gefühle, Sinnlichkeit, Intimität und Liebe zu anderen zu unterdrücken und den Aspekt der Leistung und Dominanz in der Sexualität zu leben, 5. *die Kontroll-, Macht- und Wettbewerbszwänge*, d.h. solche Attribute als Gradmesser für die eigene Männlichkeit zu interpretieren und 6. *die Sucht nach Leistung und Erfolg*, d.h. das eigene Mannsein immer wieder neu erfahrbar und messbar zu machen. Der „Männlichkeitsmann“ (Hollstein, 1992) leidet dementsprechend an Versagensängsten und latenter Selbstverachtung. Ein Manager, der unermüdlich arbeitet, Stress verneint und seine physischen Bedürfnisse nach Schlaf und einer gesunden Ernährung aufgibt, tut dies in der Erwartung, dass er mit Geld, Macht, Position und Prestige entlohnt wird (Courtenay, 2000). Die meisten Männer, die dies erreichen, werden von der Gesellschaft akzeptiert, auch wenn sie dadurch ihre Gesundheit gefährden. Männer, die dem geforderten Stereotyp nicht entsprechen können, sind häufig von der Gesellschaft stigmatisiert (Smith, 1998) und entwickeln infolge dessen ein defizitäres Selbstwertgefühl. Da der „Männlichkeitsmann“ unverletzbar erscheinen muss, steht er unter ständigem (Leistungs-)Druck. Die Folge für dieses Erfolgsstreben bedeutet andauernder Stress.

2.5.1 Männlicher Geschlechtsrollenstress

Der männliche Geschlechtsrollenstress (masculine gender role stress = MGRS) entspricht der Überzeugung des Mannes, er selbst sei unfähig, den sozialen Anforderungen der männlichen Geschlechtsrolle zu genügen (McCreary et al., 1999). Vor diesem Hintergrund ist eine psychologische Definition hilfreich, bei der Stress angesehen wird als „... eine Beziehung mit der Umwelt, die vom Individuum im Hinblick auf sein Wohlergehen als bedeutsam bewertet wird, aber zugleich Anforderungen an das Individuum stellt, die dessen Bewältigungsmöglichkeiten beanspruchen oder überfordern“ (Lazarus & Folkman, 1986, S. 63). Männlicher Geschlechtsrollenstress drückt somit aus, dass ein Mann unter

psychologische und physiologische Anspannung gerät, wenn er den geforderten Normen und Erwartungen der männlichen Geschlechtsrolle aufgrund seiner Eigenschaften und mittels seiner Ressourcen nicht nachkommen kann. Da es illusorisch wäre anzunehmen, dass jeder Mann den gesellschaftlichen Anforderungen entsprechen könnte, setzen hier Erklärungskonzepte des Geschlechtsrollenstress an.

Konzepte zum männlichen Geschlechtsrollenstress

Das Maskuline-Gender-Role-Stress-Paradigma (MGRS) entstand durch das Zusammenwirken verschiedener Theorien: 1. durch Bem`s Gender Schema Theorie (1981), die besagt, dass Männer die Welt durch maskulin-gefärbte kognitive Linsen betrachten, 2. durch Pleck`s (1981) Perspektive, dass kulturell auferlegte Maskulinität die männliche Anpassung an das adäquate Rollenverhalten beeinflusst, und 3. aus Lazarus und Folkman`s (1986) Ansicht über die Rolle kognitiver Bewertung bezüglich des Stressverstehens. Einen weiteren Ansatz wählt Eisler (1995), um die Entstehung des maskulinen Geschlechtsrollenstress zu erklären: Maskuline Schemata werden von kleinen Jungen erlernt, indem Peers und Erwachsene das rollenkonforme Verhalten belohnen. Dadurch sagt sich der Junge: „Das ist ein gutes (z.B. starkes und maskulines) Verhalten“. Maskuline Schemata werden dann durch Selbstbewertung relativ unabhängig implementiert. Sie werden variierend eingesetzt, um Gefahren und Herausforderungen der Umwelt zu bewerten sowie die eigenen Ressourcen abzuschätzen. Solche maskulinen Schemata sind insofern Linsen im Sinne Bem`s, da durch sie die männlichen Bewertungen geformt werden. Ausgehend von individuellen Erfahrungen bestehen aber Unterschiede, wie stark sich Männer den kulturell akzeptierten Modellen der Maskulinität verpflichtet fühlen. Befolgen von kulturell anerkannten maskulinen Schemata limitiert die Spannweite von einsatzfähigen Bewältigungsstrategien in bestimmten Situationen. Ebenso kann maskuliner Geschlechtsrollenstress aufkommen, wenn das Individuum denkt, dass es nicht so lebt, wie es die kulturell sanktionierte männliche Geschlechtsrolle fordert. Verwandte Forschung konnte zeigen, dass männlicher Geschlechtsrollenstress mit einem geringeren Selbstwertgefühl, Fehlen von Intimität und traditionellen Einstellungen gegenüber Männern (Sharpe & Heppner, 1991) sowie mit Unzufriedenheit im Berufsleben assoziiert ist (McCreary & Sadava, 1995).

Auch Pleck (1981) geht in seinem Modell zum Geschlechtsrollenstress davon aus, dass bei Männern, die den gesellschaftlichen Erwartungen genügen wollen, psychosozialer Stress entstehen kann. Dieser Stress kann auf drei Arten entstehen: 1. Wenn es einem Mann nicht gelingt, den kulturellen Standards zu entsprechen, 2. wenn es einem Mann nur unter Aufbringung hoher Energie und Nebenkosten gelingt, den Anforderungen zu

entsprechen, und 3. wenn ein Mann zwar die Erwartungen der Männerrolle erfüllt, dies aber negative Konsequenzen hat und zwar gerade wegen der vorgeschriebenen Charakteristika (z.B. Streben nach Macht, geringes Familienengagement) (Pleck et al., 1994). Alle drei Arten von (Geschlechtsrollen-)Stress sind für die Frage nach gesundheitsgefährdendem Verhalten bei Männern von Interesse. Denn wenn es einem Mann nicht gelingt, den kulturellen Standards zu entsprechen, könnte er resignieren und in gesundheitsschädigendem Verhalten wie z.B. Rauchen oder Alkoholkonsum Halt suchen, da Männer mehr vermeidende Bewältigungsstile benutzen als Frauen (Kohlmann et al., 1997; Überblicksartikel bei Weidner & Collins, 1993). Ein vermeidender Bewältigungsstil ist durch Aufmerksamkeitsumlenkung weg von dem stressenden Ereignis charakterisiert und kann in der Öffentlichkeit im Sinne einer „stoischen“ Selbstdarstellung oder als emotional robustes Selbstbild verstanden werden (Kohlmann, 1997). Es ist anzunehmen, dass Männer mit einem vermeidenden Copingstil im Zusammenhang mit Inszenierungen der eigenen Männlichkeit, welche ihren Peers Unempfindlichkeit kommunizieren soll, vermehrt gesundheitsgefährdendes Verhalten zeigen (Kohlmann et al., 1997). So konnte auch nachgewiesen werden, dass Männer mit erhöhtem Geschlechtsrollenstress häufig zu Substanzabusus neigen, als ein Zeichen für die Bewerkstelligung von Unsicherheiten in Hinblick auf ihre männliche Rollenanforderung (Copenhaver et al., 2000). Unter genderspezifischen Gesichtspunkten wird ferner angenommen, dass Männer mehr als Frauen unter sozialem Druck stehen, die geschlechtlich-sozialen Vorgaben zu erfüllen (Courtenay, 2000). Es wird postuliert, dass Männer überwiegend durch interne Belastungen wie z.B. „Macho-Attitüden“ und den damit einhergehenden selbstdarstellerischen, gesundheitsgefährdenden Verhaltensweisen bedroht seien. Frauen indessen müssten vielmehr gegen externe Belastungen wie etwa ungerechte Ressourcen in der Gesellschaft kämpfen (Hodgetts & Chamberlain, 2002). Bei dem Versuch von Männern, die gesellschaftlichen Vorgaben unter hoher Anstrengung zu erreichen, wäre die Einnahme von steroidhaltigen Medikamenten ein Beispiel für risikoreiches Verhalten. Eine weitere Möglichkeit, durch die Geschlechtsrollenstress entstehen kann, welche negative Konsequenzen nach sich zieht, ist das Streben nach dem langläufigen Maskulinitätsideal von Stärke, Potenz, Macht und Unabhängigkeit. Mit diesem Ideal in enger Verbindung stehen riskante Verhaltensweisen wie z.B. Drogenkonsum oder rasantes Fahrverhalten (Sieverding, 2004). Wie soeben dargestellt birgt die Konstruktion der traditionell männlichen Geschlechtsrolle erhebliche, gesundheitliche Belastungen für den Rolleninhaber (Sieverding, 2004; Pross, 1978).

Geschlechtsrollenstress im Altersvergleich

Jüngere Männer versuchen den Standard der hegemonialen Maskulinität zu erreichen, indem sie z.B. dem propagierten körperlichen Schönheitsideal nacheifern. Männer müssen scheinbar ihren Körper in einen „indexikalischen Ausdruck des Geschlechtsunterschiedes“ verwandeln, um tatsächlich als männlicher Mann wahrgenommen zu werden (Hermann & Erhart, 2002, S. 35). Diese Indexikalisierung des Körpers ist diesen beiden Autoren zufolge Teil einer aktiven Selbstdarstellung, die durch Regeln und Normen geleitet wird. Junge Männer wännen sich in der Vorstellung, den evolutionspsychologisch wichtigen „alpha-male“ Status erreichen zu können (Good et al., 2000). Sie würden dafür alle Mittel der Selbstinszenierung anwenden. In der Lebensmitte ziehen sie jedoch Bilanz über ihr bisheriges Leben und realisieren, dass sie den angestrebten Status vermutlich nicht mehr erreichen werden (Good et al., 2000). Sie kommen zu dieser Selbsteinsicht meist dann, wenn ihnen bewusst wird, dass sie den Zenit ihrer Leistungsfähigkeit und physischen Kraft passiert haben.

Die Auseinandersetzung mit den eigenen Lebenszielen und den aktuellen Rollenanforderungen stellt eine wesentliche Entwicklungsaufgabe der Lebensmitte dar (Peck, 1969). Auf manche Männer kann das Ergebnis der Bilanz erschreckend wirken und in der sogenannten Midlife-Crisis münden, in der versucht wird Jugend, Attraktivität und Kraft über den natürlichen Altersgradienten hinaus festzuhalten. Anzeichen dafür sind beispielsweise Affären mit jüngeren Frauen, um sich selbst zu beweisen, noch viril zu sein (Good & Sherrod, 1997). Noch weitere Ansätze beschäftigen sich mit der altersassoziierten Veränderung des männlichen Verhaltens. So konnte in einer Studie festgestellt werden, dass Männer im Collegealter signifikant höhere Werte in den Bereichen Erfolg, Leistung und Wettbewerb angaben, als Männer im mittleren Alter (Counoyer & Mahalik, 1995). Andere Studien zeigten wiederum, dass Männer im mittleren Alter deutlich höhere Werte auf den Subskalen „Konflikte in Bezug auf Arbeit und Familie“ der Gender Role Conflict Scale angaben als Collegestudenten (O’Neil et al., 1986). Zudem schien das Alter sowie die Nationalität einen Effekt auf Geschlechtsrollenkonflikte und Variablen des psychologischen Wohlbefindens zu haben (Mahalik et al., 2001). Für die Frage nach der Bewältigung von Altersprozessen sind die Befunde zur Adaptivität eines instrumentellen und expressiven Selbstkonzepts im Sinne der Geschlechtsrolle über die Lebensspanne von besonderer Relevanz. Ein Befund aus der „Berkley-Growth“ Studie über die Adaptivität von Geschlechtsrollenorientierungen im Jugendalter zeigt, dass stereotyp maskulines Verhalten von altersgleichen Jugendlichen hoch geachtet und selbstwertdienlich ist (Mussen, 1962). Überdies haben die maskulin identifizierten männlichen Jugendlichen in späteren Lebensphasen weitaus größere Anpassungs- und Lebensbewältigungsprobleme als die weniger maskulin identifizierten Jungen.

Mit Bezug auf die Berkley-Studie wird den traditionell maskulinen Männern besondere Anpassungsschwierigkeiten im Verlauf des Älterwerdens vorausgesagt, da die für diese Gruppe zentralen physischen Fähigkeiten, wie Kraft, Ausdauer, Potenz und Fitness, einem deutlicheren Altersdekrement unterliegen als soziale oder kognitive Kompetenzen (Pleck, 1975; Thiele, 1998). Neuere Ergebnisse zeigen, dass die Diskrepanz zwischen den Erwartungen und der Realität eine potentielle Stress-Quelle mit bedeutenden Implikationen für das körperliche und emotionale Wohlbefinden ist, d.h. für die Lebenszufriedenheit (Smith, 1998). So wird auch die niedrige Lebenserwartung von Männern vor dem Hintergrund des Einflusses von Rollenstress diskutiert, der nicht allein auf eine „...zunehmend kompetitive Arbeitswelt zurückzuführen ist, sondern speziell bei älteren Männern im Spannungsfeld von ideal viriler Jugendlichkeit und tatsächlicher (körperlicher) Verfassung auftreten kann“ (Steffen, 2001, S. 279). Für ältere Männern beispielsweise sind rückgängige Leistungsfähigkeit und eingeschränkte sexuelle Potenz wesentliche Belastungsfaktoren. Vor allem dann, wenn sich das Selbstwertgefühl des Mannes über diese Faktoren definiert hat (Good et al., 2000). Als kompensatorisches Moment des Geschlechtsrollenstressess könnte beispielsweise risikoreiches Verhalten die Folge sein.

2.5.2 Risikofaktoren und Risikoverhalten

Die Annahme, dass sich die westliche, dominant fordernde Kultur und die von den Männern befolgte maskuline Ideologie sowie deren Geschlechtsrollen dysfunktional auf die Gesundheit auswirken, war der zentrale Anstoß für die Forschung über den männlichen Geschlechtsrollenstress (Eisler, 1995). In verschiedenen Studien konnte gezeigt werden, dass männlicher Geschlechtsrollenstress eine Rolle spielt in Zusammenhang mit physischen Problemen wie Herzbeschwerden (Lash et al., 1990), psychologischen Problemen wie verschiedenen Arten des Substanzmissbrauchs (Lash et al., 1998) und Problemen in interpersonellen Beziehungen (Copenhaver & Eisler, 1996). Auch die Gender Role Conflict Scales kovariieren mit Indizes psychologischen Wohlbefindens wie Depression, Ängstlichkeit, Selbstwertgefühl und Stress (Cournoyer & Mahalik, 1995).

Traditionell männliche Geschlechtsrollenerwartung und Risikoverhalten

Männer zeigen mehr Risikoverhalten als Frauen (Sieverding, 2000). Warum dies so ist könnte an der männlichen Geschlechtsrolle liegen. Über männliche Rollenattitüden und dem daraus resultierenden Verhaltensbezug existieren jedoch weitaus weniger Studien als über weibliche Geschlechtsrollen und deren Konsequenzen. Einen Zusammenhang

zwischen traditionellen Geschlechtsrollenerwartungen und Gesundheitsverhalten stellte schon Richter 1973 her. In seinen Vergleichen wird deutlich, dass nicht nur das biologische, sondern vor allem das soziale Geschlecht für die Geschlechtsunterschiede im Gesundheitsverhalten verantwortlich sein könnte. Der durch die gesellschaftlichen Rollenerwartungen entstandene Stress und der ständige Konkurrenzdruck seien für Koronarleiden und Ulci von Bedeutung (Richter, 1974). Der Autor konstatiert weiterhin, dass sich Männer gewissen Risiken aussetzen, wenn sie nach dem „Macho-Männlichkeitsideal“ streben: „Der äußerliche Scheinerfolg, das Männlichkeitsprestige und die Prämien der Überanpassung in der Arbeitswelt entlarven sich als die blendende Fassade eines faktischen Scheiterns, das freilich lange verborgen bleibt. Es ist die illusionäre Kompensation für einen vorzeitigen Alterungs- und Verschleißprozess im Kreislaufsystem. Dieser Typ, der so fabelhaft wie kein anderer in der Konkurrenzgesellschaft funktioniert und obendrein als Inbegriff sexueller Attraktivität propagiert wird, ist wahrscheinlich der kränkste überhaupt. Denn kein anderer – abgesehen von den Drogenabhängigen – betreibt den Ruin des eigenen Körpers mit der gleichen fatalen Zielstrebigkeit wie er.“ (S. 46f.).

Auch Goldberg vermutete schon 1976, dass ein maskulines Selbstkonzept negative Auswirkungen auf die psychische und physische Gesundheit haben kann. Diese Annahme konnte so allerdings nicht bestätigt werden. Später wurde postuliert, dass insbesondere eine übertriebene Maskulinität (im Sinne von Courtenays „hyper-masculinity“, 2000) mit einer schlechteren Anpassung assoziiert sein würde (Helgeson, 1994). Eine Zeit lang bestand auch die Hypothese, dass durch die Annäherung der Erwartungen an die beiden Geschlechter das Gesundheitsverhalten konvergieren würde (Perkins, 1992). Diese Hypothese konnte jedoch für das Gesundheits- und Risikoverhalten nicht generalisierend bestätigt werden. Erklärungen für das geringe Gesundheitsverhalten von Männern werden in physiologischen Unterschieden, aber auch in einer fixen Rollenzuschreibung gesehen (Moynihan, 1998). Es bestehen überdies zwei entgegengesetzte Annahmen über Geschlechtsunterschiede im Gesundheitsverhalten (Waldron, 1997): zum einen die des höheren Risikoverhaltens von Männern und zum anderen die des ausgeprägteren Gesundheitsverhaltens von Frauen. Viele Männer sind sozialisiert worden Risiken wahr- und anzunehmen, wohingegen die weibliche Sozialisation dafür Sorge trug, dass Frauen mehr auf sich und ihre Gesundheit achteten. Männern wird es zudem erschwert ihre Ängste und Bedürfnisse auszudrücken oder Krankheiten zu akzeptieren, da die Bestätigung von Maskulinität durch beruflichen Erfolg einen westlichen Mythos aufrecht erhält (Moynihan, 1998). Die vielen Links zwischen „virilen“ Männern und Morbidität wurden lange nicht mitbedacht.

Die bisher existente Forschung zeigt, dass eine traditionell männliche Einstellung mit einem Zuwachs an Alkoholkonsum und ungenügendem Praktizieren von Safer Sex mittels Kondomen bei adoleszenten Männern verknüpft ist (McCreary et al., 1999). Zudem wird der

höhere Krankheits- und Mortalitätsgrad von Männern mit der Struktur der männlichen Rolle in Verbindung gebracht, welche darauf angelegt ist Risiken, Gefahren und Bedrohungen konfrontativ anzugehen und Probleme, Ängste und Leiden nicht zuzugeben (Swanson et al., 1987). Die soziale Rolle traditionell maskuliner Männer ist überdies mit einem geringen Maß an physischer und emotionaler Gesundheit assoziiert (Lee & Owens, 2002). Mehrere Studien stellten ferner dar, dass die männliche Geschlechtsrolle mit schlechterer biomedizinischer Gesundheit (Eisler & Skidmore, 1987; Sabo & Gordon, 1995) sowie mit höheren Gesundheitsrisiken verknüpft ist (Eisler, 1995; Courtenay et al., 2002).

Wenig ist hingegen darüber bekannt, warum Männer risikoreiche Lebensstile praktizieren und warum sie wenig gesundheitsförderliche Überzeugungen haben und Verhaltensweisen zeigen (Courtenay, 2000). Ein seit den 70er Jahren verfolgter Ansatz diskutiert das instrumentelle (maskuline) vs. expressive (feminine) Selbstkonzept als moderierende Variable vieler Geschlechtsunterschiede (Sieverding & Alfermann, 1992) – speziell in Zusammenhang mit Risiko- und Gesundheitsverhalten (Sieverding, 2004). In Hinblick auf allgemeines Gesundheitsverhalten innerhalb der männlichen Geschlechtsrolle wird u.a. konstatiert, dass „...masculinities are defined against positive health behaviours and beliefs“ (Courtenay, 2000, S.1389). Aus der Überzeugung männlich zu sein unterlassen es Männer z.B. sich mit Sonnenschutzlotion einzucremen. Dabei laufen vermutlich folgende kognitive Schritte ab (Courtenay, 2000): a) maskuline Männer sind ihrer Gesundheit gegenüber gleichgültig, b) maskuline Männer sind unverletzlich gegenüber Krankheiten, c) das Auftragen von Creme auf den Körper ist eine weibliche Eigenschaft, d) maskuline Männer verwöhnen ihren Körper nicht zärtlich und e) ein robustes gutes Aussehen geht mit einem gebräunten Teint einher. Sonnencreme nicht aufzutragen erlaubt es dem Mann durch ein ungesundes Verhalten, der Parole „doing gender, doing masculinity“ zu folgen. Der Versuch eines Mannes, sich gesundheitsförderliches Verhalten anzueignen wie etwa der Verzicht auf physisches Risikoverhalten, könnte seinen Status und seine Position unter anderen Männern degradieren (Courtenay, 2000). Studien zeigen systematisch, dass sich Männer aller Altersgruppen eher als Frauen in über 30 Verhaltensweisen engagieren, die das Risiko von Krankheiten, Verletzungen oder Tod erhöhen (Courtenay, 2000). Weitere Befunde weisen darauf hin, dass mehr männliche als weibliche Collegestudenten ungesundes Verhalten implementieren (Courtenay et al., 2002). Nach einem anderen Aufsatz von Courtenay (2000b) sind in den USA Jungen und Männer weiterhin eher als Mädchen und Frauen geneigt, eine Reihe von Einstellungen anzunehmen, die ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden untergraben. Allerdings bemerkt Banks (2001), dass Männer sehr wohl Sorgen bezüglich ihrer Gesundheit haben, sie aber Schwierigkeiten zeigen, ihre Ängste zu benennen. Durch das Verneinen ihrer Gesundheitsbedürfnisse und das in Kauf nehmen von körperlichen Risiken legitimieren Männer sich selbst als das „stärkere“ Geschlecht (Courtenay, 2000).

Risikofaktor männliches Selbstkonzept

Schon Ende der 70er Jahre wurden im Zusammenhang mit der Maskulinitäts-Gesundheitsrisiko-Debatte Skalen entwickelt, die sozial unerwünschte, typisch männliche Eigenschaften wie z.B. Feindseligkeit, Gier und Überheblichkeit erfassen (Spence et al., 1979). Neuere Studien (Mittag, 1999) belegen, dass die traditionell männliche Geschlechtsrolle im Hinblick auf Eigenschaften wie Feindseligkeit ein Risikofaktor für koronare Herzkrankheiten ist. Auch Wetteifer in Arbeitssituationen wurde als wesentliche Quelle für Stress, erhöhten Blutdruck und koronare Herzerkrankungen identifiziert (Good et al., 2000). Diskussionen über Gesundheitsrisiken gab es zudem im Zusammenhang mit dem sogenannten Typ A-Verhalten (aggressive, wetteifernde, kontrollierende Haltung), welches oft mit männlichen Verhalten assoziiert wurde (Watkins et al., 1991). In einer Studie von Sieverding (2002) wurde der Zusammenhang zwischen körperlichen Beschwerden und dem Selbstkonzept untersucht. Männer berichten umso weniger über körperliche Beschwerden, je mehr ihr Selbstkonzept dem traditionellen „Macho-Männlichkeitsideal“ entspricht. In der Studie mit 450 Studierenden aus Ost- und Westdeutschland wurde die Ähnlichkeit des Selbstkonzeptes mit dem Prototypen des „Marlboro-Mannes“ aus der Werbung berechnet. Die Ergebnisse entsprachen der Hypothese: Männer mit einem ähnlichen Selbstkonzept wie der Marlboro-Mann berichten über deutlich weniger Beschwerden im Vergleich zu Marlboro-Mann unähnlichen Männern. Die Ergebnisse zeigen zudem, dass die Gruppe der dem Marlboro-Mann unähnlichen Männer genauso viel Beschwerden angab, wie die der Frauen. In einer repräsentativen Untersuchung zur Geschlechtsabhängigkeit von Körperbeschwerden im Wandel der Zeit (Brähler et al., 1999) wurde nachgewiesen, dass sich der Geschlechtsunterschied im Beschwerdedruck von 1975 zu 1994 deutlich verminderte. Die Körperbeschwerden beider Geschlechter waren 1994 in den neuen Bundesländern höher als in den alten. Frauen zeigten allgemein eine starke Abnahme der Körperbeschwerden, wobei bei Männern dies nur bei den 51-60jährigen der Fall war. Der Einfluss des Alters und Geschlechts auf die Körperbeschwerden in den alten Bundesländern hat sich über die Zeit dramatisch verändert. Bei der Ausprägung von Beschwerden wurde der Familienstand als eine intervenierende Variable dahingehend diskutiert, dass stabile Lebensgemeinschaften für Männer einen gesundheitsfördernden Effekt aufweisen.

Neben soziokulturellen Faktoren spielen individuelle Merkmale im Sinne von persönlichen Ressourcen oder Kompetenzen eine maßgebliche Rolle bei der Entstehung oder Aufrechterhaltung psychischer und physischer Gesundheit (Brandtstädter & Renner, 1992). Als ein weiterer guter Prädiktor für die psychische Gesundheit eines Menschen hat sich zudem das Selbstwertgefühl herausgestellt (Sieverding, 1992). Dabei ist noch zu bemerken, dass androgyne Personen, d.h. Menschen mit hoch expressiven und zugleich hoch instrumentellen Merkmalsausprägungen, über ein höheres Selbstwertgefühl verfügen

als feminine Personen. Maskuline Personen hingegen weisen entweder ein gleich hohes oder noch höheres Selbstwertgefühl auf als androgyne Personen (Sieverding, 1992).

2.6. Modifikationen der männlichen Geschlechtsrolle

Männer erleben seit der feministischen Bewegung der siebziger Jahre zunehmend eine Rollenunsicherheit (O'Neil, 1982). Auch verschiebt sich durch die Emanzipation die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern (Chodorow, 1985), d.h. mehr Frauen werden erwerbstätig und es wird von Männern erwartet, dass sie sich zunehmend um Familie und Haushalt kümmern. Männer sind nicht nur durch die historisch bedingte Aufgabe konfrontiert, ihre Macht im Arbeitsleben abgeben zu müssen, sondern sie müssen ihr Selbstkonzept, d.h. ihr männliches Rollenbild neu überdenken (Hollstein, 1992). Eine solche Rollenveränderung provoziert dem Autor zufolge eine Identitätskrise der Männlichkeit. Die bis dahin klar definierten männlichen Attribute werden umgedeutet, als sexistisch, unterdrückend und inakzeptabel angesehen. Neben traditionellen kommen die durch den gesellschaftlichen Wandel produzierten aktuellen Verhaltenserwartungen hinzu: Der Mann soll jetzt beispielsweise Gefühle zeigen, Zeit für die Familie haben, auf seinen Körper und sein Aussehen achten, aber dennoch auf keinen Fall unmännlich sein (Rosemeier & Daig, 2003). Eine derartige Rollenerweiterung mit ihren teilweise widersprüchlichen Erwartungen könnte durchaus zu einer Überforderung führen.

Dass die Geschlechtsrollen seit den 50er Jahren deutlich flexibler geworden sind konstatiert auch Alfermann (1996). Dennoch würden die traditionellen Erwartungen aus dem Modell von Parson und Bales (1955) weiterhin den Kern treffen, denn nach wie vor bestehe eine primäre Orientierung und Identifikation der Männer am Berufsleben, der Karriere und mit der Rolle des Familienernährers (Alfermann, 1996). Frauen sind zwar im Vergleich zu früher häufiger berufstätig, ihre primäre Funktion ist dennoch weiterhin gesellschaftlich auf die Rolle der (Ehe-)Frau und Mutter fixiert (Thiele, 1998). In den Einstellungen bezüglich der adäquaten Rollen und Verantwortlichkeiten von Frauen und Männern zeigt sich über die Zeit hinweg jedoch eine beachtliche Flexibilität (Deaux & LaFrance, 1998). So liberalisierte sich beispielsweise die traditionelle Geschlechtsrolle der Frau durch die gesellschaftliche Akzeptanz berufstätiger Mütter. Abele (1997) zitiert eine Umfrage zum Wandel der Geschlechtsrollen. Diese Veränderung innerhalb der Geschlechtsrollen ist durch die Liberalisierung der Gleichberechtigungsthematik entstanden. Aus der Umfrage aus dem Jahr 1995 halten 85% der Westdeutschen und 92% der Ostdeutschen die Aussage, dass auch eine verheiratete Frau wirtschaftlich auf eigenen Füßen stehen müsse, für wichtig bzw. sehr wichtig. Auch der berufliche Erfolg wird in dieser Studie von den Befragten für beide

Geschlechter gleich wichtig gehalten. Ein Hinweis auf die Rollenänderung wird außerdem durch die Äußerung sichtbar, dass für ein erfülltes und sinnvolles Leben sowohl Familie als auch Beruf für beide Geschlechter von zentralem Interesse sind (Abele, 1997).

Ein weiterer Ansatz geht davon aus, dass Männer und Frauen, die im Alter die Orientierung an den traditionellen Normen und Stereotypen der Geschlechtsrolle überwinden, eine Erweiterung des subjektiven Lebensraumes und einen Zuwachs an psychosozialer Kompetenz erreichen und in Folge dessen eine höhere Lebenserwartung entwickeln (Fookan, 1992). Weitere gesellschaftlich initiierte Veränderungen der Rolle sind von David Gutmann (1964, 1976) aufgestellt worden. Gutmann (1976) vertrat die Hypothese, dass es ein kulturübergreifendes Muster der Persönlichkeitsentwicklung in Richtung Androgynie des späteren Lebensalters gibt. In der Lebensmitte beginnt nach Gutmann der Mann seine femininen Eigenschaften wie Sensibilität, Zärtlichkeit und Passivität auszuleben. In seinen qualitativen Studien waren ältere Männer sensibler und empfindsamer gegenüber sozialen Aspekten, während jüngere Männer sich stärker zweck- und aufgabenorientiert beschrieben. Gutmann führt die Annäherung von Männern an die weibliche Geschlechtsrolle durch die empfundene Entlastung der Rolle des Familienernährers zurück. „Men recapture the femininity that was repressed in the service of productive instrumentality“ (Gutmann, 1976, S. 321). In einer anderen Studie gibt es allerdings keine Hinweise darauf, dass Männer mit dem Alter femininer werden (Theodore & Llody, 2000). Fraglich wäre auch, inwiefern sich eine Entlastung der instrumentellen Geschlechtsrolle anbahnt, wenn jedoch gleichzeitig eine zusätzliche Last der expressiven Geschlechtsrolle in Hinblick auf z.B. körperliche Attraktivität hinzukommt. Die Geschlechtsrollenorientierung hat sich zwar angenähert, ein Wandel in den Geschlechtsstereotypen scheint jedoch auf globaler Ebene bisher noch nicht stattgefunden zu haben (Abele, 1997). Nach wie vor gilt für Männer das Geschlechtsstereotyp des instrumentellen, d.h. aktiven, durchsetzungsfähigen und dominanten Mannes, wohingegen Frauen weiterhin expressive Eigenschaften zugeschrieben werden wie Emotionalität, Sanftheit und Rücksicht. Geschlechtsstereotype sind wie alle Stereotype gegenüber realen Veränderungen relativ invariant. Obwohl es nun zur Egalisierung der Geschlechterrollen kam, stimmen Männer und Frauen weiterhin überein, dass stereotyp maskuline Charakteristika und Verhaltensweisen positiver als stereotyp weibliche angesehen werden (Rosenkrantz et al., 1968).

Vor dem Hintergrund der emanzipatorischen Veränderung der weiblichen Geschlechtsrolle in der westlichen Gesellschaft wird die höhere psychische Morbidität von Frauen diskutiert (Sieverding, 1992). Da aktualgenetisch eine Wandlung der männlichen Geschlechtsrolle zu bemerken ist, wäre interessant zu beobachten, ob sich das Verhältnis der psychischen Morbidität zwischen Männern und Frauen verschiebt. Heutzutage werden die traditionellen Werte von Männlichkeit nicht nur entschieden in Frage gestellt, sondern sogar als teilweise pathologisch angesehen (Hollstein, 1992). Ein Rollenkonflikt zwischen

traditioneller Rolle und den Erwartungen an den „neuen Mann“ mit allen Implikationen wäre somit vorstellbar. Einige Autoren (Bernard, 1981; Gerson, 1993) beschreiben die Veränderungen der traditionellen männlichen Geschlechtsrolle dahingehend, dass z.B. Väter mit ihren Kindern mehr Zeit verbringen. Während diese Autoren eine Veränderung der Strukturen bei Arbeit und Familie annehmen, sehen Vigorito und Curry (1998) es für unwahrscheinlich an, dass sich die hegemoniale Geschlechtsidentität mit der gleichen Geschwindigkeit verändert, wie es in der emanzipatorischen Bewegung der Fall war. Vielmehr werde die hegemoniale maskuline Geschlechtsidentität – definiert und evaluiert durch Begriffe der Arbeit – trotz der Partizipation von Frauen, in der Berufswelt fortbestehen (Vigorito & Curry, 1998).

Es scheint somit offensichtlich, dass eine klare Einteilung von Maskulinität nur sehr schwer möglich ist. Auch Hearn und Collinson (1994) gehen davon aus, dass nicht eine allgemein gültige Maskulinität sondern verschiedene Maskulinitäten existieren. Denn die maskuline Identität eines Mannes entwickelt sich den Autoren zu folge aus vielen verschiedenen Bereichen und ihren jeweiligen Ausprägungen: beispielsweise aus der sozialen Konstruktion des Alters, aus der physischen Erscheinung, den körperlichen Fähigkeiten, der sozioökonomischen Klasse, der Ethnizität, der Vaterschaft, der Sexualität, der Freizeitgestaltung, aus dem familiären Status, der Bildung und dem Beruf. Die gesellschaftlich konstruierten Rollen und die ihnen innewohnenden Verhaltenserwartungen sind, so wie viele gesellschaftliche Auffassungen, dem zeitlichen, kulturellen und politischen Wandel unterlegen. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die kulturellen, sozialen und sexuellen Einflüsse mit den persönlichen Umständen des Mannes interagieren und seine Identität gestalten (Hodgetts & Chamberlain, 2002) – dies umso mehr, je stärker der kulturelle Wandel ausgeprägt ist. Die bestehenden Rollenveränderungen mit dem Trend eines Rollenzuwachses bei Männern sollte im Zusammenhang mit einem ansteigenden Geschlechtsrollenstress von Männern analysiert und diskutiert werden. Wohin diese teilweise widersprüchlichen Erwartungen an den Mann letztendlich führen werden, ist noch unklar. Da dem traditionellen Männlichkeitsideal offensichtlich weiterhin und wohl vor allem in jungen Jahren nachgeehert wird, läge die Vermutung nahe, dass auf diese Weise der damit verbundene Geschlechtsrollenstress zu minimieren versucht wird. Maskulinitäten müssen folglich vor dem Hintergrund des männlichen Selbstkonzeptes und seiner Selbstinszenierung verstanden werden.